Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung
zahlreicher Vertreter der theologischen Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Dr. theol. Ernst Sommerlath

Professor in Leipzig.

Nr. 16. **Leipzig, 4. August 1933.** **LIV. Jahrgang**

Erscheint vierzehntägig Freitags. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter sowie vom Verlag. — Inland-Bezugspreis: Rm. 1.50 monatlich. Bezugspreis für das Ausland vierteljährlich: Rm. 4.50 und Porto; bei Zahlungen in fremder Währung ist zum Tageskurse umzurechnen. —Anzeigenpreis: die zweigespaltene Petitzeile 40 Goldpfennige. — Beilagen nach Uebereinkunft. — Verlag und Auslieferung: Leipzig, Königstr. 13. Postscheckkonto Leipzig Nr. 52873.

Rosmarin, Dr. Aaron, **Moses im Lichte der Agada.** New York 1932, The Goldblatt Publishing Co. (157 S. gr. 8.)

Die Mosemonographie von R. hat es sich zur Aufgabe gestellt, ein Charakterbild des Mose, wie es die spätjüdische Literatur herausgebildet hat, zusammenzustellen. Das Interesse der Arbeit liegt nicht darin, Material für die Beurteilung des historischen Mose zu gewinnen, wie dies die Monographien von Volz (1907), Gressmann (1913), Sellin (1922) bezwecken, sondern die Tendenz der Arbeit ist eine mehr literarische: es soll gezeigt werden, in welchem Lichte die Tradition den Mose gesehen hat. Wenn aber eine solche Arbeit mehr als erbaulichen Wert haben will, kann sie ohne Berücksichtigung folgenden Tatbestandes nicht auskommen: Die Gestalt des Mose, die durch eine lange literarische Entwicklung hindurch ein Ideal der Judenheit geblieben ist, hat zugleich mit der jüdischen Literatur und vor allem auch mit der Judenheit selbst verschiedene Phasen der Entwicklung durchlaufen. Dadurch, dass R. die Tatsache einer chronologischen Schichtung der Aussagen über Mose ausser Augen gelassen hat, beraubt er sich der Möglichkeit, den gesamten Stoff heranzuziehen, da er voneinander abweichende oder einander widersprechende Aussagen ausschalten muss. Ausserdem fehlt der Arbeit ganz eine kritische Sichtung des Quellenmaterials in bezug auf seine Echtheit und Genauigkeit. Da eine Prosopographie der Lehrer und Redaktoren in Talmud und Midrasch noch fehlt (vgl. meine Einleitung zum Toseftatraktat Berākōt, Angelos, Band 3, Heft 3/4), müssen nicht ganz sichere Aussagen vorläufig als Quellen ausscheiden. Die Arbeit hätte weiterhin gewonnen, wenn der Verfasser seine Quellen sowohl auf die Herkunft ihres Materials als auf die Technik ihrer Materialverarbeitung hin untersucht hätte, wenn er aufgezeigt hätte, wie sowohl biblisches Material, als auch internationale Legendenstoffe herangezogen wurden, um die Gestalt des Mose auszuschmücken, und wie die Tradition schliesslich alle Eigenschaften, die nur je einer biblischen Gestalt zugeschrieben wurden, auf Mose konzentrierte, physische, intellektuelle, religiöse und ethische, ja sogar menschliche Schwächen. Da der Verfasser auf alle diese kritischen Erwägungen verzichtet und seinen Stoff lediglich nach den Lebensaltern des Mose ordnet, kommt seiner Arbeit nur der Wert einer mit grossem Fleiss zusammengestellten Materialsammlung zu, die vor allem auch durch zahlreiche — allerdings nicht erschöpfende — Literaturnachweise Hilfsmittel und Anregung zu weiteren Forschungen zu bieten vermag.

Gulkowitsch, Leipzig.

Mundle, Wilhelm (Prof. Lic., Pfarrer in Duisburg-Hamborn), **Der Glaubensbegriff des Paulus.** Eine Untersuchung zur Dogmengeschichte des ältesten Christentums. Leipzig 1932, M. Heinsius Nachfolger. (XVI, 187 S. gr. 8.) Brosch. 7.50 RM.

Dass der Verf., der vor einer Reihe von Jahren aus dem akademischen Lehramt in ein Grossstadtpfarramt übergesiedelt ist, auch seither wissenschaftlich arbeitet und publiziert, ehrt ihn und bringt der Forschung Nutzen. Gerade das vorliegende Buch ist ein schöner Beweis dafür, dass der Kontakt mit der Praxis des kirchlichen Lebens und dem Dienst des Pfarrers die wissenschaftliche Arbeit nur vertieft. Der Verf. ist über eigene frühere Fragestellungen hinausgewachsen (sehr interessant sind die Abgrenzungen, die er in dieser Beziehung S. 5f., 7, 170 vornimmt); das mehr akademisch-theoretische genus docendi, das selbst seinen phänomenologischen Untersuchungen anhaftete, ist stark zurückgetreten, und die Vorzüge seiner früheren Arbeiten treten noch kräftiger hervor. Wenn er im Vorwort glaubt, es sei nötig, „die Kritiker um eine gewisse Milde ihres Urteils zu bitten", weil es ihm vielleicht doch nicht ganz gelungen sei, an dem Buche die Spuren seines Entstehens in spärlichen Mussestunden zu tilgen, so muss ihm das Zeugnis ausgestellt werden, dass solche Spuren wirklich nicht in grosser Zahl zu finden sind. Auch ist die Literatur weitgehend berücksichtigt; besonders in den zahlreichen Anmerkungen setzt sich der Verf. mit ihr auseinander, und

es sind hier viele treffliche und scharfsinnige kritische Beobachtungen gemacht.

Eine Untersuchung zur Dogmengeschichte des ältesten Urchristentums nennt der Verf. sein Buch im Untertitel, weil er — mit Recht — auch die sich an Paulus zeitlich anschliessende Entwicklung stets im Auge behält, um einerseits die Nachwirkungen der paulinischen Theologie zu prüfen, andererseits aus diesen Nachwirkungen auch Rückschlüsse auf die paulinische Theologie zu ziehen. Sein Ergebnis in dieser Beziehung ist, dass die spätere, von ihm sogenannte dogmengeschichtliche Entwicklung die These seines Buches bestätige.

Diese These ist in Kürze folgende: Für den Glaubensbegriff des Paulus sei konstitutiv die Beziehung des Glaubens zum Empfang der Taufe und zur Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde; Glaube sei Bezeichnung des Eintritts in die Christusgemeinschaft, freilich dann auch des Verbleibens in ihr. Besonders scharf geht der Verf. mit Wissmann ins Gericht, dem er vorwirft, dass er „mit naiver Selbstverständlichkeit" (S. 46, 2) „glauben" und „annehmen der Missionspredigt" gleichgesetzt, „glauben" als nur missionstechnische Vokabel missverstanden habe und so zu einer unmöglichen Trennung von Glaube und Christusfrömmigkeit gelangt sei. Dieser Kritik (wie überhaupt der Kritik) des Verf.s wird man zustimmen müssen; wieweit seine eigene These sich halten lässt, muss die Einzelprüfung zeigen.

In einem ersten Abschnitt (S. 1—9) wird die Aufgabe skizziert und die Beschränkung auf eine Untersuchung nur des paulinischen Glaubensbegriffs begründet. Dazu ist zu sagen, dass, wenn nur — wie das hier ja aber der Fall ist — die Beziehung eines solchen Themas zu den verschiedenen Vergleichsgrössen (Spätjudentum, Hellenismus, vorpaulinisches Christentum) grundsätzlich anerkannt wird, es zunächst der Sache nur dienlich sein kann, wenn man sich in exegetischer Arbeit auf die Darstellung des paulinischen Tatbestandes selbst beschränkt. Was im ersten Abschnitt noch steht an Bemerkungen zur Methode, zum Problem der theologischen Exegese, ist zu kurz gehalten, als dass es dem Gegner voll gerecht werden könnte, und zeigt auch die Meinung des Verf.s wohl nur in einer gewissen polemischen Verkürzung.

Abschnitt II (S. 9—39) untersucht „Das Wesen des Glaubensaktes nach paulinischer Anschauung". Zunächst wird der Sprachgebrauch dargestellt. Sodann werden einzelne Fragen behandelt: Glaube und Wissen (Paulus mache keinen wesentlichen Unterschied), Glaube und Erkenntnis (Paulus kenne bei beidem verschiedene Grade und Stufen, aber dem Wesen nach sei der Inhalt des Glaubens und der Gnosis nicht verschieden), Glaube und Hoffnung, Glaube und Gehorsam (das Moment des Vertrauens sei nicht allein bestimmend, jedenfalls dürfe sowohl das Moment des Fürwahrhaltens wie das Moment des Gehorsams nicht aus dem paulinischen Glaubensbegriff entfernt werden). — Im Abschnitt III (S. 39—73) wird „Der Inhalt des paulinischen Glaubens" untersucht: Inhalt sei Jesus Christus und das durch ihn vermittelte Heil sowie Gott als der Vater Jesu Christi; nicht einige kurze kerygmatische Formulierungen, sondern der ganze Umkreis der Gedanken, den wir als paulinische Theologie zu bezeichnen pflegen, gehöre zum Inhalt des Glaubens; es gebe nur ein Evangelium (das paulinische Ev. sei mit dem apostolischen identisch); Worte Jesu und Offenbarungsworte des erhöhten Christus stünden dabei nicht in Widerspruch (das Problem „Jesus und Paulus" habe für Paulus selbst gar nicht bestanden); das Ev. sei der kritische Kanon, den Paulus an alle Offenbarung, die vorhergegangene (A. T.) wie die zukünftige (Pneumatiker), anlege.

Ist der Glaube für Paulus Annahme und Anerkennung des Evangeliums, so steht doch hinter diesem Evangelium als letzte gehorsamfordernde Macht die Gottes- und Christuswirklichkeit, so dass der Glaube als Akt des Gehorsams gegen das Evangelium seiner letzten Intention nach ein Gehorsamsakt gegen Gott oder Christus ist. Dieser Frage gilt der Abschnitt IV „Der paulinische Glaube als Glaube an Jesus Christus" (S. 73—114). Wird man auch dem Verf. darin zustimmen müssen, dass es der methodisch gewiesene Weg ist, den Ausdruck *πιστεύειν εἰς Χριστόν* zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu machen (S. 76), so beeinflusst er den Gang dieser Untersuchung doch zu Unrecht zum vornhinein dadurch, dass er für die *πίστις ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* voraussetzt, dass *ἐν Χρ. Ἰ.* dabei im Sinne eines gen. obj. zu nehmen sei (S. 74, 1): dass die Koine *εἰς* und *ἐν* nicht mehr streng scheide, ist in diesem Fall eine zwar bequeme, aber darum noch nicht stichhaltige Begründung; auch im weiteren Verlauf bleibt der Verf. der Seite des paulinischen Glaubensbegriffes gegenüber, die in der Wendung *πίστις ἐν Χρ. Ἰ.* zum Ausdruck kommt, befangen und vermeidet damit eine gewisse Einseitigkeit leider nicht.

Der Sprachgebrauch bereits der übrigen neutestamentlichen Schriften, besonders der Ap.-Gesch., ergibt dem Verf. die These: „an Jesus glauben heisst nicht nur die Botschaft des Evangeliums annehmen, sondern auch sich taufen lassen und ein Glied der Gemeinde werden oder sein" (S. 79; S. 80, 1 steht der bemerkenswerte Satz: „Es erklärt sich am leichtesten, dass sich die Taufe als allgemein christlicher Brauch widerspruchslos durchsetzte, wenn schon die Urapostel auf Grund der Offenbarung des erhöhten Christus diesen Brauch geübt haben"). „Ohne die Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Botschaft kommt es nicht zur Taufe. Aber auf der andern Seite ist dieses Fürwahrhalten nur dann Glaube, wenn aus ihm die Konsequenzen der Taufe und des Anschlusses an die Gemeinde gezogen werden" (S. 81). Auch für Paulus bedeute der Glaube an Jesus Christus nichts anderes als Christsein in diesem umfassenden Sinn. Diese Behauptung sucht der Verf. durch eine Exegese der in Betracht kommenden Stellen zu beweisen: Gal. 3, 26 (der Glaube an Christus schliesse die Taufe ein), 1. Kor. 6, 11 (in der Taufe empfange der Gläubige die Rechtfertigung), Röm. 3, 21 ff. (die *πάρεσις τῶν προγεγονότων ἁμαρτημάτων* 3, 25 sei die Vergebung der Sünden vor der Taufe; „nur dann, wenn wir so die *πίστις Ἰησοῦ Χριστοῦ* aus der konkreten Situation urchristlicher Missions- und Bekehrungspraxis heraus verstehen, wird uns der Gedankengang von Röm. 3, 21 ff. voll verständlich", S. 88), Röm. 6, 1 ff. (6, 7 sei die Terminologie der Rechtfertigung angewendet), Gal. 2, 16 (der Wortlaut lege „die Vermutung nahe, dass Paulus an die Taufe, das selbstverständliche Kennzeichen des Christseins, mitgedacht hat", S. 89), Phil. 3, 9 ff. u. a. m. Gerade diese exegetischen Ausführungen, die doch die Hauptlast des Beweises tragen müssten, befriedigen nicht immer.

Es wird sodann das Verhältnis von Christus- und Gottesglauben bei Paulus untersucht: Glaube an Gott sei für ihn nur da vorhanden, wo sich mit dem Glauben an Gott der Glaube an Christus verbinde; dazu S. 96, 2:

„Wissmanns Auslegung (von Röm. 4, 5) ist ein typisches Beispiel für das Verfahren mancher moderner Ausleger, die unbekümmert um den Zusammenhang der paulinischen Aussagen dem Apostel ihre eigenen Gedanken unterschieben. Als ob nicht der Gedanke eines Glaubens an Gott, der vom Glauben an Christus gelöst wäre, völlig ausserhalb des Bereiches paulinischen Denkens läge!" Bei dieser Gelegenheit wird auch das Problem Glaube und Werke, Glaube und Gnade behandelt (es sei unmöglich, bei Paulus einen Gnadengedanken zu finden, der vom Glauben an Christus losgelöst wäre). Ferner: in dem paulinischen „Allein durch den Glauben" sei der Absolutheitsanspruch der Kirche mitgesetzt (hier finden sich dann Ausführungen über den jüdischen usw. Glaubensbegriff: schon im Judentum sei der Glaubensbegriff mit der Zugehörigkeit zur religiösen Gemeinschaft verbunden gewesen; jetzt sei an die Stelle des Gesetzes Christus getreten).

Abschnitt V „Der Glaube als Eintritt in die Christusgemeinschaft" (S. 114—149) sichert das bisherige Ergebnis, dass der paulinische Begriff des Glaubens Taufempfang und Zugehörigkeit zu Gemeinde als selbstverständlich voraussetzt: alle Wirkungen, die Paulus von der Taufe ableitet, müssen auch als Folge des Gläubigwerdens betrachtet werden, besonders die Christusgemeinschaft und der Geistbesitz. Das Damaskuserlebnis darf nicht zu einem Einwand gegen diese These benutzt werden: es gilt vielmehr zu erkennen, dass das, was der Apostel als Christusgemeinschaft beschreibt, „eine dauernde, das ganze Leben beherrschende Bestimmtheit" ist, „die bei jedem Christen vorausgesetzt werden darf" (und die daher nicht nach Massgabe des speziellen Damaskuserlebnisses definiert werden darf). In diesem Zusammenhang findet sich S. 117, 1 als Versehen die Behauptung, die Ap.-Gesch. erwähne die Taufe des Paulus nicht ausdrücklich: 9, 18 steht, was der Verf. zu Unrecht vermisst. Ob (S. 118, 1) das Damaskuserlebnis wirklich „die erste und entscheidende in einer Reihe von Offenbarungen gewesen ist", ist mir doch fraglich; der Hinweis auf 2. Kor. 12, 1 ff. verfängt nicht, denn dort ist ja gerade nicht von Damaskus die Rede: Damaskus war für Paulus etwas Singuläres m. E., nur einmal hat er „den Herrn gesehen" (1. Kor. 9, 1), und diese Offenbarung (Gal. 1, 16) gehört in die Reihe der Erscheinungen nach Ostern (1. Kor. 15) und nicht in die Reihe sonstiger Offenbarungen und Gesichte. Auch dass ein Hinweis darauf, dass Jesus vor Damaskus dem Apostel erschienen sei, sich in der Ap.-Gesch. nur mittelbar 9, 17; 22, 14; 26, 15 finde (S. 119, 1), stimmt nicht: auch 9, 27 wäre zu nennen und vor allem auf das maskuline *μηδένα* 9, 7 hinzuweisen, das nur so verstanden werden kann, dass die Begleiter des Paulus die Stimme hörten, aber den nicht sahen, von dem die Stimme ausging, d. h. also, dass Paulus sowohl die Stimme hörte als auch den sah, der sprach. Im übrigen wird vom Verf. mit Recht betont, dass die Christusgemeinschaft für Paulus nicht etwa die subjektive Seite der Frömmigkeit sei (S. 132), sondern ein gegenwärtiges Heilsgeschehen, das genau so objektiv sei wie die Heilstatsachen der Vergangenheit. Auch bedeute Rechtfertigung für den Apostel nicht nur eine Änderung des Urteils Gottes, sondern auch den Anfang eines neuen Seins für die Getauften (S. 136). Was dann über den eschatologischen Charakter des paulinischen Rechtfertigungsglaubens gesagt wird, entspricht nicht ganz der Bedeutung, die der eschatologische Vorbehalt für die paulinische Theologie hat. — Ein Exkurs (S. 140—149) untersucht „Das Sterben mit Christus in der Auslegung der Gegenwart", nagelt die Inkonsequenzen der verschiedenen Exegeten fest und betont auch das Ineinander des „juridischen" und des „mystischen" Moments.

Abschnitt VI „Der paulinische Glaube als Christusgemeinschaft" (S. 149—171) behandelt, nachdem bis dahin der Glaube in seiner aoristischen Funktion als Christwerden Gegenstand der Untersuchung gewesen war, das präsentische Glauben: „glauben" und „in Christo sein" sind „Doppelbezeichnungen" für den „Christenstand" der Christen (S. 153). Hier stehen auch Ausführungen über die innere Beziehung des Glaubens zur Liebe (S. 160 ff.; ob die Liebe von Paulus freilich als vornehmste der charismatischen Gaben gemeint ist, ist mir sehr zweifelhaft). S. 161 findet sich die bezeichnende Formulierung: die Liebe sei „nichts anderes als die Auswirkung der metaphysischen Gemeinschaft, in der die Christen wie mit Christus so auch untereinander stehen" (!). Erörterungen über den Glauben als Verhältnis der Gottesgemeinschaft und über die binitarische Denkweise des Apostels schliessen ab.

Der letzte Abschnitt VII (S. 171—180) stellt „Die Bedeutung des paulinischen Glaubensbegriffs für die Dogmengeschichte" heraus und zeigt, dass die alte Kirche nicht von Paulus abgefallen sei und dass ihre grundlegenden Überzeugungen (Autorität, apostolische Sukzession, Unabgeschlossenheit der Offenbarung bei kanonischem Charakter des Evangeliums, Taufe und Sündenvergebung, Kirche) bereits keimhaft in den paulinischen Anschauungen vorhanden seien. Sodann allerdings hebt der Verf. den Abstand hervor, in dem wir heute zu dem geschichtlichen Paulus stünden, endet aber bei der Forderung: da die Botschaft des Evangeliums in ihrem letzten Gehalt nicht zeitlich-geschichtliche, sondern ewige Botschaft sei, müsse auch heute von unserer „Gleichzeitigkeit mit Paulus im Tiefsten" geredet werden (S. 180); auch heute könne das Evangelium „nur geglaubt, d. h. als heteronome, weil theonome Norm angenommen werden", es stehe „im striktesten Gegensatz gegen das ‚autonome' Denken des modernen Menschen" (S. 178).

Es ist kein Zweifel (und die Ausführlichkeit dieser Anzeige sollte das betonen), dass der Verf. eine sehr beachtliche Leistung vorgelegt hat. Obwohl sein Gegensatz zur sonstigen Paulusauffassung nicht gar so stark ist, wie er den Anschein gibt, da er mit Vorliebe die Meinungen anderer nur da anführt, wo er sich kritisch äussern kann, muss doch die Selbständigkeit hervorgehoben werden, die auch dieses Buch auszeichnet. Obwohl der Verf. die Marburger Tradition nicht verleugnet (und sein Buch auch Jülicher widmet), kommt er doch vielfach zu Ergebnissen, die sich auf der Linie dessen bewegen, was vonseiten konservativer Forschung betont wird. Geht er auch über das Ziel hinaus, insofern nicht an allen Stellen, die er dafür in Anspruch nimmt, eine so deutliche Beziehung zur Taufe vorliegt, so ist doch sein Verdienst, auf den Zusammenhang zwischen Glaube und Taufe energisch hingewiesen zu haben. Michaelis, Bern.

Rehmke, Johannes, **Philosophie als Grundwissenschaft.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Mit Bild des Verfassers. Leipzig 1929, Felix Meiner. (650 S. gr. 8.) 27 Rm.

Nach dem am 23. Dezember 1930 im 83. Lebensjahr erfolgten Hinscheiden des verehrten Verfassers ist es mir

eine wehmütige Pflicht, die unliebsam verspätete Anzeige des Hauptlebenswerkes nachzuholen. Ich war bemüht, das Werk möglichst ungehindert von neuem auf mich wirken zu lassen, und bewunderte wieder die durch und durch klare, die philosophische Schulsprache tunlichst vermeidende, mit feinem Humor gewürzte Darstellungsweise, noch mehr aber die auch in den Gesichtszügen des Verfassers ausgeprägte, streng gesammelte, von keiner noch so kühnen Konsequenz zurückscheuende Geistesenergie, die durchdringende Verstandesklarheit, die überaus nüchterne, handfeste Wirklichkeitsauffassung, mit welchen hier die einfachsten Grundbegriffe der Reihe nach herausgearbeitet und zur Bewältigung der letzten Fragen des Seins und Erkennens verwendet werden. Unbeschadet der dankbaren Verehrung, welche ich gegenüber dem Altmeister der grundwissenschaftlichen Philosophie in der Besprechung der Rehmke-Festschrift, Jahrgang 1929, Nummer 23 d. Bl., an der Hand persönlicher Erinnerungen zum Ausdruck brachte, muß ich jedoch gestehen, daß es mir auch diesmal nicht gelungen ist, meine gegenüber der „Grundwissenschaft" seit jeher gehegten Bedenken los zu werden. Es handelt sich dabei nicht bloß um Einzelheiten, in deren Bereich das Werk, besonders auch in der Kritik abweichender Anschauungen, Vortreffliches, wohl auch Unverlierbares in Fülle bietet, — vielmehr um die allgemeine Art, die Auffassungsweise und Richtung des Ganzen. Es sei zunächst auf die augenfällige Starrheit und Sprödigkeit hingewiesen, welche den Grundbegriffen wie dem Gefüge des ganzen Systems eigen ist. Mag dem auch manches mit scheinbarem Recht entgegengehalten werden können, die Frage drängt sich mir auf: ist diese Starrheit nicht die Folge einer einseitig überwiegend visuell-räumlich-dinghaft-mechanisch-verstandesmäßigen Auffassungsweise, welche die andere Seite der Wirklichkeit doch nicht in befriedigendem Maße zur Geltung kommen läßt? Die „fraglose Klarheit", welche hier aller Erkenntnis- und Denkarbeit als Ziel gesteckt ist, erscheint in der Grundwissenschaft als vollkommen erreicht, denn sie triumphiert schließlich über alle Probleme, welche allerdings zu einem guten Teil eher ausgemerzt als gelöst werden. So kann die 2. Auflage mit dem siegesbewußten, aufrufartigen Vorwort hinausgehen: „Dem Unterbau a l l e r Wissenschaft, der Philosophie als Grundwissenschaft gilt dieses Buch! Umgearbeitet und mehrfach kürzer gefaßt geht es zum zweiten Male hinaus, um den Kreis seiner Freunde immer mehr zu erweitern und Klarheit zu bringen denen, die ihrer begehren in dieser zerfahrenen Zeit! Es muß einmal Tag werden, es muß das Träumen und ‚Dichten in Philosophie' von ‚zwei Welten', von ‚Transzendenz und Immanenz', von ‚Innen und Außen', von Denken als ‚Tätigkeit' u. v. a. m. ein Ende nehmen! — Einzig die Tatsachen haben eben, wie überhaupt in der Wissenschaft, so auch in der Philosophie allein das Wort!" — Ach ja, die Tatsachen! Wir denken an das feine Wort Epiktets: Nicht die Tatsachen beunruhigen die Menschen, sondern die Meinungen über Tatsachen. Das wäre uns der philosophische Erlöser, der es vermöchte, allem Meinungsstreit über Tatsachen ein Ende zu bereiten und uns auf den ein für allemal sicheren Boden unbedingt und allgemein anzuerkennender Tatsachen zu stellen! Hat es aber nicht gerade „die Philosophie" zu Wege gebracht, daß fast jedes einfache Wort, das wir tagtäglich gebrauchen, so vielerlei Sinndeutungen erhalten hat, als es Weltanschauungen gibt, — auch ein Zeichen der bis zur babylonischen Verwirrung gediehenen Zerfahrenheit unserer Zeit!? So kann auch das simple Wort Tatsache heute nur im Rahmen einer bestimmten Weltanschauung einen bestimmten Sinn erhalten. Welche von diesen Sinnbestimmungen s o l l nun gelten? Ist darauf zu rechnen, daß es der Grundwissenschaft gelingen wird, alle Mitbewerber und Widersacher aus dem Felde zu schlagen? Nach Tatsachen und Wirklichkeiten und nach sicherer Erkenntnis und Handhabung von Tatsachen und Wirklichkeiten hungert und dürstet heute freilich alles; aber so sehr dies der Fall ist, so wenig ertragen wir heute eine Diktatur im Namen der Wissenschaft, geschweige denn in demjenigen der Philosophie, nachdem wir einen so lebhaften Eindruck bekommen haben, wie kaum ein früheres Geschlecht, von der Wandelbarkeit und Relativität aller Philosophie und aller Wissenschaft. So wird sich auch die Grundwissenschaft dazu bescheiden müssen, den absoluten Ton aufzugeben und als eine unter anderen philosophischen Möglichkeiten zu gelten. Der starke Geist, der in ihr wirksam ist, sichert ihr auf lange hinaus einen ehrenvollen Platz als einer ausgezeichneten Schule philosophischen Denkens. Als solche vermag sie gerade demjenigen, der ihre Wahrheitselemente unbefangen anerkennt und doch dem Ganzen nicht zustimmen kann, einen sehr heilsamen Dienst zu erweisen; denn sie bringt ihm die intellektuelle Not, in der wir uns befinden, mit besonderer Eindringlichkeit zum Bewußtsein. Die intellektuelle Not aber ist nur ein Teil oder eine Seite der menschlichen Daseinsnot überhaupt. Für diese aber gibt es nur e i n e Lösung, nämlich d i e Erlösung, Gott in Christus.

D. Dr. K a r l P r ö h l e - Sopron (Oedenburg), Ungarn.

Larenz, Dr. Karl (Priv.-Doz. an der Universität Göttingen), **Die Rechts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus und ihre Gegenwartsbedeutung.** (Handbuch der Philosophie. Lieferung 38.) München u. Berlin 1933, R. Oldenbourg. (100 S.) 4 RM.

Mit der vorliegenden Arbeit hat Karl Larenz die Darstellung der Geschichte der Staatsphilosophie, die der Kieler Professor Günther Holstein begonnen und von der er auch neben der Darstellung der Staatsphilosophie der Antike und des Mittelalters die des europäischen Westens vorgelegt hatte, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, ergänzt und zu einem gewissen Abschluss gebracht. Freilich, den ganzen Plan Holsteins, auf Luther zurückzugreifen und die Staatsphilosophie des deutschen Idealismus und der Romantik mit der Entwicklung des protestantischen Staatsgedankens zu verknüpfen, hat Larenz nicht durchgeführt. Er hat sich darauf beschränkt, die Rechts- und Staatsphilosophie des deutschen Idealismus darzustellen und deren Bedeutung für die Gegenwart herauszuarbeiten. Das hat natürlich den Vorteil, dass dieses Stück dann sehr eingehend dargestellt werden konnte. Dass eine solche Darstellung in der Gegenwart besonders erwünscht ist, brauche ich nicht zu sagen. Vorab das letzte Kapitel, das uns mit der Staatsauffassung von Männern wie Marx, dann Stammler u. a. bekannt macht, wird vielen wertvoll sein. Den Sinn, in dem das Buch geschrieben ist, kennzeichnet sein letzter, bemerkenswerter Satz: Nicht auf einzelne Lehrmeinungen kommt es an, sondern auf den Geist: jene hohe Auffassung vom Wesen und von der Würde des Rechtes und des Staates, die allen deutschen Idealisten gemeinsam ist.

R o b e r t J e l k e, Heidelberg.

Koepp, Wilhelm, D. (Prof. in Greifswald), **Die Erziehung unter dem Evangelium.** Eine Grundlegung. Tübingen 1932, C. B. Mohr. (IV, 243 S. gr. 8.) 7 Rm.

Seit etwa zehn Jahren steht die pädagogische Welt unter einer religionspädagogischen Offensive, und gerade in der letzten Zeit haben die religionspädagogischen Produktionen von den verschiedensten Seiten her sich fast überstürzt. Der neueste Beitrag des Greifswalder Systematikers zeichnet sich dadurch aus, dass er an Systemkraft die bisher hervortretenden Leistungen (z. B. Schreiner und Bohne) in hohem Masse übertrifft, während sich weithin das Fehlen praktischer erzieherischer Erfahrung hemmend geltend macht. Wie ganz anders würde der Verfasser die Frage der Verkündigung in der Christentumsunterweisung (S. 240) der Schule ansehen, wenn er täglich etwa drei bis vier Unterrichtsstunden zwischen Turnen, Sprachunterricht und Mathematik hinein „verkündigen" sollte! Die Untersuchung setzt mit der Feststellung der Erziehung als Urfunktion des Daseins ein. Diese wird als Existential herausgearbeitet und bis in ihre Konsequenzen verfolgt. Die Methode, nach der das geschieht, ist die phänomenologische (S. 3). Aber es darf bezweifelt werden, ob die von Koepp beschriebene Erkenntnisweise rein und folgerichtig durchgeführt wird. Er klammert nicht allenthalben ein, was einzuklammern wäre, wenn die verwirklichte Methode ohne soziologische Momente rein phänomenologischer Art wäre. Sonst wäre es auch nicht möglich, sie durch eine existentielle Verstehensanalyse abzulösen und zu ersetzen (S. 4). Reine Phänomenologie will nicht Allgemeinheiten erfassen, sondern Wesenheiten. Mit der angewandten Methode hängt es zusammen, dass der Begriff „Erziehung" so weit an Umfang gefasst wird, dass die Behauptung, Erziehung sei ein Existential des Daseins, eben nur Behauptung bleibt und keine durchschlagende Evidenz zulässt. Im Rauchen und im Arbeiten (S. 2), in jedem Kaufvertrag (S. 13) Existentialien des Daseins zu sehen, ist gewiss möglich, aber ob sie Erziehung einschliessen, sehr zu bezweifeln. Dieser weitgefasste Allgemeinbegriff „Erziehung" wird gegenüber der Pädagogik abgegrenzt. Die Kapitel, in denen das geschieht, gehören zu den eindrucksvollsten des ganzen Buches. Es ist ausserordentlich dankenswert, die Geschichte der Pädagogik einmal von dem eingenommenen Standort aus aufgerollt zu haben. Die aufklärerischen Einflüsse werden deutlich aufgezeigt und in ihrer Bedenklichkeit gebrandmarkt. Freilich kommt es auch an dieser Stelle zu Meinungen, die nicht haltbar sein dürften. Der Idealismus und die auf ihm ruhende Pädagogik ist schwer verzeichnet. Es geht nicht an, ihn mit der Aufklärung in einen Topf zu werfen. Er ist ja — und darauf wird von den Sachkennern mit Recht immer wieder hingewiesen — nicht nur Aufnahme der Aufklärung, sondern auch ihre Begrenzung, und was in den neuentdeckten Grenzen der Pädagogik zurückgewiesen wird, ist nicht Idealismus, sondern Aufklärung. Bei der Koeppschen Geschichtskonstruktion ist aber auch übersehen, dass durch die Formel der Menschenbegeisterung die gesamte Pädagogik nicht erfasst werden kann. Denn gerade das Hingegebensein an die Sachen und an die objektiven Werte schränkt die Begeisterung für das zu erziehende Menschentum so stark ein, dass es ohne Zwang nicht mit ihm auf eine Formel gebracht zu werden vermag. Nachdem der Teufelskreis der lediglich aus der Aufklärung heraus verstandenen Pädagogik gezeichnet ist, wird die Vernichtung der pädagogischen Idee am Evangelium aufzuzeigen versucht und dann im Anschluss an Pestalozzi und Wichern die Erziehung unter der *ἀγάπη* entfaltet. Im Anschluss daran wird die Verwandlung der Erziehungsgüter, der Erziehungsformen (Entmächtigung des Führers, Autorität und Erziehung) und der Erziehungsziele unter dem Evangelium zu erweisen unternommen. Ein Schlusskapitel, das in beherzigenswerter Weise die Kausalität Gottes sicher zu stellen bemüht ist, kommt zu der Forderung des Ersatzes des Religionsunterrichts durch die Christentumsunterweisung in der Schule.

Alle Gedankenführungen des systematisch bedeutsamen Buches sind in lebendigem Austausch mit der einschlägigen philosophischen, theologischen und pädagogischen Literatur gewonnen, und auch in dieser Hinsicht kommt dem Werk eine Sonderstellung in der Produktion der evangelischen Pädagogik zu. Das hindert nicht, dass gegen seine Grundabsicht doch schwerwiegende Bedenken anzumelden sind. Ihnen gegenüber darf auch die Frage zurücktreten, ob der S. 66 gewonnene Zeitbegriff folgerichtig in der ganzen Arbeit durchgeführt wurde (vgl. S. 134 „Jugend der Nation", „Vergreisung der Kultur" und „das Hineinziehen der ganzen Vergangenheit in die lebendige Gegenwart" S. 66), und die andere, ob man wirklich „eines Sinnes und Herzens" sein kann, wenn man — und sei es auch aus der Liebe heraus — verschieden urteilt (S. 203). Vielmehr ist das die Hauptfrage, ob die ganze Erziehungslehre Koepps, anstatt „Erziehung unter dem Evangelium" zu treiben, nicht vielmehr Erziehung vom Standort des Panagapismus aus gibt; ob in diesem nur Evangelium sich darbietet oder Evangelium, eingebettet in eine Schicht ursetzungsmässig-weltanschaulicher Art. Wäre Panagapismus wirklich nur Evangelium und nichts als Evangelium, so dürfte es ja keinen evangelischen Theologen geben, der nicht Panagapist wäre. Auch die Dialektiker wollen ja Evangelium, aber sie bringen Evangelium in dialektischer Resonanz. Ebenso ist der Panagapismus Wilhelm Koepps weltanschaulich unterbaut und durchsetzt. S. 14 und S. 191 ist von dem voluntaristischen Grundzug alles Lebens und vom voluntaristischen Grundwesen des Menschen die Rede, und der biblische Realismus (S. 93) sowie der Realismus des Glaubens (S. 157) ist wie jeder Realismus weltanschaulich bedingt. Wenn das Evangelium in der Wendezeit der Gegenwart die Kraft des deutschen Volkstums noch nicht am Ende sieht, so ist es wohl weniger das Evangelium, von dem das gilt, als vielmehr Koepp selbst (S. 144). Dasselbe lässt sich auch bei der Behauptung geltend machen, dass für die Erziehung unter dem Evangelium der Sinn des Lebens im höchsten Masse voluntaristisch ist (S. 150). Man könnte versucht sein, der reizvollen Aufgabe näherzutreten, eine Weltanschauung des Panagapismus zu schreiben. Dass in ihm das Evangelium in Weltanschauung eingeht, muss so sein, weil der *λόγος* ja auch heute noch *σάρξ* wird, aber fraglich ist es, ob Koepp nicht selbst im Teufelskreis der Pädagogik stecken bleibt, wenn er über Evangelium und Erziehung nachsinnt. Denn er bedient sich ja seiner Terminologie, seiner Logik, seiner Evidenz; er handelt ja nicht aus *ἀγάπη*, weil solches Handeln allein in der Kausalität Gottes ruht, sondern er schreibt über sie. Das Problem ist, ob das Evangelium in seiner Wert- und Welttranszendenz nicht in Frage gestellt wird, wenn seine Autorität auf die weltanschaulichen Momente mit übertragen wird, in die es eingebettet ist, oder ob man es nicht vielmehr ihm schuldig ist, in aller Demut und

Schwachheit seine Pflicht innerhalb des Teufelskreises zu tun und das Wirken durch das Evangelium und aus dem Evangelium heraus, wie Koepp das im letzten Abschnitt seines Buches so schön ausführt, allein dem zu überlassen, qui fidem efficit, ubi et quando (und vielleicht auch quomodo) visum est Deo (Augustana V).

Fritz Joh. Schulze, Leipzig.

Fendt, Leonhardt, D. Dr., **Die Stellung der Praktischen Theologie im System der Theologischen Wissenschaft.** (Der Dienst des Pfarrers. Heft 1.) Göttingen 1932, Vandenhoeck & Ruprecht. (27 S. gr. 8.) Kart. 1.30 RM.

Die vorliegende, durch eine Erweiterung von Fendts Antrittsvorlesung in Berlin entstandene Schrift ist ein Seitenstück zu der in Nr. 1 des Theol. Literaturblattes vom 1. Januar 1932 von mir besprochenen Schrift von A. Allwohn über „Die Stellung der Praktischen Theologie im System der Wissenschaften" (Giessen 1931). Sie beabsichtigt, der Praktischen Theologie einen neuen und festen Platz innerhalb der theologischen Wissenschaft zu geben, da sie angeblich von ihrem alten Platz verdrängt sei. Schritt für Schritt wird vor den Einwänden derer zurückgewichen, die der Praktischen Theologie, wie sie bisher gewesen ist, keinen selbständigen Platz mehr innerhalb der Theologie gönnen und sie entweder in die historische oder in die systematische Theologie auflösen oder ganz von der Universität wegweisen wollen (S. 14f.). Auch Fendt selbst fügt einen neuen Einwand gegen die bisherige Praktische Theologie hinzu: sie empfing ihren Gegenstand und Auftrag nicht von der Wissenschaft (wie die übrige Theologie), sondern von der Kirchenregierung, die es wünschte, dass die zukünftigen Geistlichen so eingeübt würden (S. 15). Der Fehler soll daran gelegen haben, dass die praktischen Theologen bisher als ihren Gegenstand das „Handeln der Kirche" angesehen haben. Fendt tut so, als hätte die Pr. Theol. entweder nur das kirchliche Handeln einer bestimmten Kirche und Zeit beschrieben oder aber unter Absehen von vorliegenden kirchlichen Verhältnissen lediglich abstrakte, weltfremde, unbrauchbare Forderungen aufgestellt (S. 13). Deshalb gebühre dieser Pr. Theol. kein Platz mehr innerhalb der Theologie. Aber Fendt kämpft gegen einen Feind, der gar nicht mehr vorhanden ist. Jene Pr. Theol. ist weder in den Lehrbüchern von Pfennigsdorf und Schian noch in meinem System der Pr. Theol. vertreten. Keiner von uns hat die Kirche als ein blosses „soziologisches Gebilde" aufgefasst, statt sie „als Wirkung des Wortes Gottes" zu begreifen. Keiner von uns hat sich ihren Gegenstand von einer „Kirchenregierung" vorschreiben lassen, sondern wir Vertreter der Pr. Theol. haben sämtlich die in der Praxis vorhandenen Formen des kirchlichen Lebens kritisch geprüft und Normen für sie aufgestellt, und zwar sowohl vom Standpunkt theologisch-wissenschaftlicher Selbstbesinnung als vom Standpunkt derjenigen Überlegungen aus, die für die technisch beste Gestaltung der einzelnen kirchlichen Tätigkeiten in Frage kommen. Anders kann es auch in Zukunft nicht geschehen, das Handeln der Kirche muss Gegenstand der Pr. Theol. bleiben. Diese bietet dafür die aus dem Wesen der Kirche und aus der Erwägung der am sichersten zum Ziel führenden Methoden abgeleiteten Grundsätze und Verfahrungsweisen. Dadurch hat sie ein in sich abgeschlossenes Gebiet der Theologie; denn wenn auch die Ethik vom Handeln der Kirche reden kann und soll, so doch nur in Aufstellung ganz allgemeiner Grundsätze für das Ganze (vgl. mein System I § 5) und nicht etwa in einer Darstellung der Gestaltung der einzelnen Zweige des kirchlichen Lebens. Die Pr. Theol. bleibt dadurch auch stets in Zusammenhang mit Gottes Offenbarung, auf der alle Theologie fusst; denn sie prüft stets, wie Gottes offenbar gewordener Wille im kirchlichen Handeln zur Geltung kommen und durch dieses zur Verwirklichung geführt werden kann. Es besteht deshalb kein Grund, der Pr. Theol. einen neuen Gegenstand zu geben, um ihr einen Platz in der Theologie zu sichern. Fendt glaubt ihr als Eigengebiet „das Aktuell-Werden und Aktuell-Sein der gesamten Theologie in allen ihren Sätzen und Teilen" geben zu sollen (S. 23), oder „die Konkretisierung der Theologie in der Kirche" (S. 24). Aber hiermit ist sachlich keine neue Definition der Pr. Theol. aufgestellt; denn die gesamte neuere Pr. Theol. ging eben von theologischen Erwägungen und dem Wunsch ihrer Konkretisierung im gegenwärtigen kirchlichen Leben aus. Ausserdem aber fehlt bei Fendt der notwendige Hinweis darauf, dass die Pr. Theol. nicht bloss mit der Anwendung der Resultate der Theologie auskommen kann, sondern zur Aufstellung ihrer Normen auch noch die Ergebnisse anderer Wissenschaften mit heranziehen muss, wie der Psychologie, Pädagogik, Ästhetik, Soziologie usw.

D. Steinbeck, Breslau.

Hirsch, Emanuel, Prof. D., Göttingen, **Das Evangelium.** Gütersloh 1929, Bertelsmann. (247 S.) Geb. 6.50 RM.

Die zwölf Predigten und vier kleinen Ansprachen, die in diesem Band vereint sind, können dem aufmerksamen, besser dem andächtig-nachdenkenden Leser unendlich viel geben. Sie bieten wirklich das, was die Überschrift andeutet: sie führen an das Evangelium heran, sie bringen den Menschen die frohe Botschaft nahe. Aber sie tun es auf sehr ernster Grundlage. Evangeliumspredigt ist für den Verfasser zunächst Busspredigt, Predigt, die vor ernste Entscheidungen stellt, die anspannt. Von der Härte des Bibelwortes wird dem Leser nichts erspart. Seine Paradoxien arbeitet er scharf heraus. Wenn er vom Glauben spricht (S. 92ff.), setzt er auch die Art unseres Unglaubens, seine Unmacht, in helles Licht. Wenn er die Gleichnisse von der köstlichen Perle und dem Schatz im Acker auslegt (S. 75ff.), arbeitet er klar auch unsere Unentschlossenheit und Halbheit heraus. Aber nicht so, dass man zu sentimentaler Busse geführt wird, sondern so, dass doch die Berufung zum Glauben mit derselben Kraft entfaltet wird. Vor allem ist des Verfassers Evangeliumspredigt eben doch Gnadenpredigt. — Charakteristisch für Hirschs Art ist die Energie, mit der der Text in unsere Lage gestellt wird. Selten findet man längere historische Partien. Sofort wird die Gleichzeitigkeit zu unserer Lage deutlich gemacht, dabei oft in sehr origineller Weise. Vor allem möchte ich hier als Beispiel die Behandlung der Verklärungsgeschichte im Zusammenhang mit der Leidensweissagung (S. 142ff.) anführen. Daran liegt es ihm, es deutlich zu machen, was für eine Bedeutung es hat, wenn bei uns auf Stunden, in denen wir auf der Höhe des Lebens stehen, solche folgen, die uns tief demütigen. Dabei ist das Anwendungsgebiet, auf das er den Text bezieht, im ganzen das innere Leben des Einzelnen. Ein ausserordentlich reiches Bild unseres tatsächlichen inneren Lebens, unserer Ohnmacht und unserer Ausflüchte, unserer Armseligkeit und Verzweiflung wird entfaltet. Verfasser will den konkreten Menschen mit dem Evangelium in Berührung bringen. Aber nie ver-

sandet die Predigt in Seelenschilderungen, immer geschieht der Griff ins tatsächliche Leben so, dass doch die Hauptsache die Begegnung mit dem Herrn ist, in dessen Gemeinschaft sich noch ganz andere Lebenstiefen auftun. Nie verlieren sich deshalb die Predigten in Trivialitäten oder Sentimentalitäten. Ein unglaublicher Reichtum von originellen Gedanken wird dargeboten, die aber nicht darin ihr Ziel haben, die Geistreichigkeit des Verfassers zur Schau zu stellen, sondern die vor allem darauf beruhen, dass Hirsch der Eigenart der Texte gerecht zu werden versucht und einem Bergmann gleich seine Bohrwerkzeuge tief in das Gestein hineinbohrt.

Die Sprache ist gelegentlich von fast poetischer Kraft. Die Predigten über die Verklärungsgeschichte oder auch die über die Ehebrecherin (S. 180 ff.) zeigen die Fähigkeit bildhafter Anschauung in hohem Masse. Gelegentlich freilich gebraucht er auch fremd anmutende Worte: „harte reisst er uns hin und her" (S. 145—47), „er fremdet seine Jünger" (S. 155), „Heischewort" (S. 155). Formal sind die Predigten meist homilieartig aufgebaut, d. h. sie stehen zwar unter einem fest umrissenen Thema, aber sie gehen dann in Form einer Textanalyse vor.

Man kann solche Predigten natürlich nicht nachahmen. Aber sie sind geeignet, in die Tiefe bohrenden Menschen für ihre Hausandacht und persönliches Weiterkommen Wegweiserdienste zu leisten. Sie können zugleich auch praktischen Geistlichen darin helfen, den Weg aus der Predigtschablone zu wirklichkeitsgesättigter und tiefbohrender Predigt zu finden.

R. Hupfeld, Heidelberg.

Kurze Anzeigen.

Chrestomathia Bernardina, ex operibus S. Bernardi, Abbatis Claravallensis Doctoris Melliflui collecta et ad systema quoddam theologiae redacta, compilatore P. Dr. Emerico Piszter S. O. Cist., Priore Monasterii ad S. Gotthardum in Hungaria. Taurini (Italia) 1932, Marietti. (VII, 391 S. gr. 8.) 18 L.

Der Herausgeber äussert im Prooemium die Befürchtung, dass durch die Herauslösung von Stücken aus den Werken Bernhards und ihre Verteilung auf einzelne loci der theologia generalis, specialis und moralis organische Zusammenhänge zerstört sein möchten. Die Besorgnis ist aber grundlos, da nur grössere, in sich geschlossene Stücke ausgewählt sind und das „System" dem theologischen Denken Bernhards entspricht. Immerhin ist der Wunsch des Herausgebers wohl zu verstehen, dass diese zunächst für die tirones cistercienses bestimmte Chrestomathie zu weiterer Vertiefung in die Werke des Doctor mellifluus einladen möchte. Die Texte sind aus Migne's Patrologia Latina t. 72 und 73 entnommen; es sind nur die Druckfehler ausgemerzt, und es ist eine sorgfältigere, das Verständnis erleichternde Interpunktion eingeführt.

O. Clemen Zwickau i. Sa.

Dat Nie Testament in unse plattdütsche Modersprak, von Joh. **Jessen,** Pastor in Kiel. Braunschweig, Wollermann. 2,85 RM.

Die Herausgabe dieser hervorragend gut ausgestatteten plattdeutschen Übertragung des Neuen Testamentes ist nur möglich gewesen durch Beihilfen des Landeskirchenamtes der evangelisch-lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins und der schleswig-holsteinischen Bibelgesellschaft. Hohes Lob verdient aber auch die Übersetzung selbst. Es handelt sich nicht wie bei der ersten plattdeutschen Bibelübersetzung von Bugenhagen um einen Austausch der hochdeutschen Wörter der Übersetzung Luthers gegen plattdeutsche Wörter, sondern um einen auf den Urtext zurückgehenden völligen Umguß im Geist der plattdeutschen Sprache.

Es ist wohl mehr als fraglich, ob die plattdeutsche Predigt wirklich wieder breiteren Raum auch in den niederdeutschen Gemeinden gewinnen wird. Man mag über den Verlust, den der niederdeutsche Mensch dadurch gehabt hat, dass er im Gottesdienst hochdeutsch hören, singen und beten musste, denken, wie man will. Was durch Jahrhunderte aus den Händen geglitten ist, lässt sich, wenn es um eine Sprache geht, nicht wieder zurückrufen. Das Beispiel Norwegens, wo im Gegensatz zu dem aufgezwungenen Dänisch die alte Landessprache wieder lebendig wird, ist um der besonderen dortigen Verhältnisse willen für Deutschland nicht zwingend. Bei uns ist es ja nicht aus der Welt zu schaffen, dass der Niederdeutsche, der seine Heimatsprache im Umgang spricht, jeden Vortrag, den er sonst hört, jede Zeitung, die er liest, jedes Wort aus dem Lautsprecher, nur in hochdeutscher Sprache hat.

So wird das plattdeutsche Neue Testament wohl bei Heimattagungen und anderen besonderen Gelegenheiten als Grundlage für die Predigt genommen werden. Viel wichtiger aber wird sein Dienst sein, wenn es in der Hand derer liegt, die es l e s e n, die es für sich oder im Familienkreise auch für andere lesen. Da wird die ursprüngliche, dinghafte und gemütvolle Art der plattdeutschen Sprache voll zu ihrem Recht kommen. Da werden auch die, die — leider — glauben, dass die plattdeutsche Sprache sich nur für Schnurren eignet, erkennen, welche Kraft und welch tiefer Ernst in ihr liegt.

Auf eins soll noch besonders hingewiesen werden. In dem jetzt von Deutschland abgetrennten nördlichen Teil Schleswig-Holsteins predigten früher gut hundert der Gesinnung, dem Studium und der Haussprache noch ganz überwiegend deutsche Pastoren. So gut wie bei allen war es aber so, dass sie ganz erheblich wirkungsvoller predigten, wenn sie die dänische, als wenn sie die deutsche Sprache brauchten. Das kam einfach daher, dass sie auf dänisch nur die Sprache der Bibel und des Umgangs kannten, nicht aber die Sprache philosophischer und ähnlicher Bücher. Das heisst auf dieses Buch gesehen, wer unter den Pastoren anschaulicher predigen lernen will, der lese Jessens plattdeutsche Übersetzung des Neuen Testaments. Claus Harms hat seinerzeit schon geraten, nichts auf hochdeutsch zu sagen, was man nicht zuvor auf plattdeutsch gedacht habe. Gute Kenner unserer niederdeutschen Sprache geben der Übersetzung Jessens das beste Lob. Der innere Sinn eines Wortes wird oft überraschend aufgehellt, und vieles tritt einem wie neu entgegen. Einzelne Ausdrücke werden vielleicht etwas gewagt erscheinen, aber mehr dem, der nicht in der plattdeutschen Sprache lebt, als dem, der sie selbst gerne spricht. Das Lukasevangelium ist für sich für 25 Rpf. zu kaufen.

J. Lorentzen, Kiel.

Collectanea theologica publicata societate theologorum Polonorum. A. XIII, F. 1.—3. Lawow 1932, Uniwersytet (256 S. gr. 8.)

In einem Aufsatz über die Billigkeit (aequitas, epieikeia) kommt der Verfasser Wyszynski zu dem Schluss, dass der neue Codex des kanonischen Rechtes in vorbildlicher Weise die Anpassung an die Bedürfnisse des heutigen Lebens vollziehe und dass er die Billigkeit weit mehr als früher gelten lasse. Ein Aufsatz von Klapkowski handelt über die ersten Privilegien der beschuhten Karmeliter des Fronleichnamsklosters in Posen. Starke Unstimmigkeiten zwischen Kloster und Bischof und die vorsichtigen Bemerkungen, dass der moralische Zustand des Klosters seinem Vermögensstand durchaus nicht gleich kam, und dass König Wladislaus Jagiello wegen der Sittenlosigkeit dieser Mönche einen anderen Orden in das Kloster setzen wollte, lassen tief blicken.

Theophil Dlugosz gibt Beiträge zur Geschichte des Bistums Kijew, lateinischer Observanz. Dieses Bistum hat auch in polnischer Zeit gegenüber dem der unierten Griechen niemals recht hochkommen können. Fast bei jedem neuen Bischof muss der Papst gestatten, dass er bis zu vier Pfründen in anderen Diözesen weiterbehalte und dass er den theologischen Doktorgrad nicht zu haben brauche. Dieser wesentlich für die Ausbreitung des lateinischen Ritus gegründete Bischofsitz hat seinen Inhabern nie rechte Freude gemacht.

Der Lemberger Kirchenrechtslehrer Wladislaus Abraham wird in seiner literarischen Wirksamkeit gewürdigt. Doktor der Theologie wurde er erst nach längeren Bedenklichkeiten darüber, ob man einen Laien damit auszeichnen könne.

Eingehend besprochen wird ein für Polen wichtiges Buch von Biskupski über das neue Eherecht. Trotzdem dieser Staat so stark unter römisch-katholischem Einfluss steht, plant er jetzt doch ein Eherecht, gegen das von römisch-katholischer Seite mit allen Mitteln Sturm gelaufen wird. (Vergleiche Lic. Dr. Kammel hierüber im evangelischen Kirchenblatt für Posen, 1931.)

Frankl bietet eine gute polnische Übersetzung und Erläuterung des 42. und 43. Psalms.

Peter Stach schildert aus persönlicher Bekanntschaft die Wirksamkeit des 1930 verstorbenen Leopold Fonck, 1909 bis 1929 Rektor des neu gegründeten päpstlichen Bibelinstitutes, das er aus dem Nichts geschaffen. Seine 1908 erschienenen Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums sind in mehrere Sprachen übersetzt worden. Nach seiner Rückkehr von der ersten Studienreise nach Palästina hat Fonck noch drei Jahre in München und Berlin studiert und die protestantische Bibelwissenschaft auch aus persönlicher Berührung kennen gelernt. In einem seiner Hauptwerke: Die Parabeln des Herrn exegetisch und praktisch erläutert, 1902, 808 Seiten, wendet er sich besonders gegen Jülicher, den er als einen Führer der „Rationalisten" ansieht, die zu bekämpfen er sich als Lebenszweck gesetzt hat, und zwar auch in der katholischen Theologenwelt. In seinem 1905 erschienenen Werk: „Der Kampf um die Wahrheit der Heiligen Schrift" ficht er gegen die von französischen Exegeten beliebte Auslegung der für das Bibelstudium massgebenden Encyclica Leos XIII: Providentissimus deus. Gegenüber den Bestrebungen dieser, die Inspirationslehre zu erweichen, hält er an der absoluten Wahrheit der heiligen Schrift und dem unveränderlich starren Inspirationsbegriff fest. Doch ist dieser sein Standpunkt auch von den katholischen Rezensenten nicht geteilt worden.

Alexi Klawek schreibt über den Himmel als Wohnung der Seelen im N-T-lichen Zeitalter. Bei guter Kenntnis aller religionsgeschichtlichen Beziehungen und fremdartigen Einflüsse sucht er doch nachzuweisen, dass der Glaube an einen himmlischen Aufenthalt der Seele eine innere Evolution jüdischer Gedanken darstelle. Hierbei scheint der Verfasser den Unterschied zwischen dem philosophischen Unsterblichkeitsglauben und dem massiv realistischen Auferstehungsglauben nicht genügend zu würdigen.

Wilhelm Michalski bringt eine anerkennenswerte Auslegung der beiden Worte vom ewigen Frieden, Jesaja 2, 2 bis 5 und Micha 4, 1 bis 5. Er sucht nachzuweisen, dass beide Abschnitte dort als versprengte Fremdkörper erscheinen, die an den Schluss des Buches Joel gehören. Bei dem Schreiben auf einzelne Blätter sei dieses Stück verschoben worden und in andere prophetische Bücher geraten. Der Verfasser lässt aber unerklärt, warum es dann an zwei Stellen als versprengt auftritt.

Besprochen wird eine Monographie von Eugen Dąbrowski über Christi Verklärung. Der Rezensent bemängelt nur das eine, dass der Verfasser bei dem wegen Kapitel 1, 17 ihm so wichtigen 2. Petrusbrief gar keine Gründe gegen die Authentizität dieses Briefes anerkennen will. Gründe seien schon vorhanden, aber die katholischen Exegeten verwerfen sie mit Recht.

In die kirchengeschichtliche Forschung führt uns ein Aufsatz von Jastrzębski über Georg Scholarius, der später als Gennadius II. 1453 bis 1456 Patriarch von Konstantinopel war. Seine Werke sind erst 1928 bis 1931 in Paris herausgegeben worden. Seine Bedeutung für die Union von Florenz, für die byzantinische Theologie und für die ganze Gedankenwelt des Ostens wird aufgezeigt.

Lehr-Splawinski sucht nachzuweisen, dass der von Methodius in Mähren eingeführte slavische Ritus sich niemals nach dem Süden Polens verbreitet habe. Josef Umiński schildert das Leben und Wirken von Thomas Treter. Dieser vertraute Mitarbeiter des für die Gegenreformation in Polen so wichtigen Kardinals Hosius hat seinen verehrten Gönner verherrlicht in einem Theatrum Virtutum des Stanislaus Hosius. Es umfasst 100 Kupferstichblätter, die wegen der ganzen darin gezeichneten Umwelt kulturhistorisch sehr wichtig sind und auch in die theologische Polemik uns tiefe Blicke tun lassen, in dem sie zeigen wollen, dass die Ketzerei Auflehnung gegen die Obrigkeit mit sich führe. Dieses Theatrum ist nur noch in einem schadhaften Exemplar in Krakau vorhanden und ist eine Neuherausgabe wünschenswert.

Obertynski behandelt ein merkwürdiges Dreieinigkeitsbild im Schlosse von Lublin. Es gibt nur ein einziges ähnliches Bild in der Hospitalkirche in Bozen. Gottvater wird als Greis dargestellt; rechts und links wachsen aus seinem Oberleib zwei Christusähnliche Gestalten heraus, die als Gott der Sohn und Gott der heilige Geist aufzufassen sind und den Aposteln links das Brot und rechts den Kelch reichen. Während sonst die Dreieinigkeit in drei Personen oder in einer Person mit drei Köpfen oder auch in einer Person mit drei Gesichtern erscheint, findet sich für die hier gewählte Darstellung sonst kein Beispiel. Der Verfasser weist nach, dass in dem Byzanz der Paläologenzeit und in dem Aufblühen Serbiens im 14. Jahrhundert eine Kunstrenaissance erfolgt sei, der diese Darstellung entstamme. Gegen Ende des Mittelalters seien Südslaven nach Rotrussland eingewandert und haben ihre heimische Kunstauffassung dort verbreitet. Diese Balkanrenaissance sei auch nach Italien und von dort nach Tirol gekommen, bei welcher Wanderung alle Spuren unterwegs allerdings zu Grunde gegangen seien.

Von den kleineren Artikeln ist besonders bemerkenswert eine sehr sachliche Rezension der Kirchengeschichte Polens von Völker, verfasst von Adam Vetulani. Unter Würdigung des protestantischen Standpunktes Völkers bemängelt er an dem Werk hauptsächlich eine fehlerhafte Darstellung der mittelalterlichen Verhältnisse. In Polen habe sich die Privilegierung der Kirche anders vollzogen als in Deutschland und Frankreich: nicht erst Immunität und dann Befreiung vom Einfluss der Staatsgewalt, sondern umgekehrt: erst rein kirchliche Besetzung der Bistümer und dann langdauernde Kämpfe um die Immunität. Andere Rezensionen behandeln kirchenrechtliche, dogmatische und praktisch-theologische Veröffentlichungen. Man sieht also, dass die Zeitschrift sich müht, ihre Leser am ganzen Geistesleben der neuen Zeit rege teilnehmen zu lassen.

D. Arthur Rhode, Posen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. theol. Ernst Sommerlath in Leipzig; Verlag von Dörffling & Franke in Leipzig.
Druck von Gustav Winter in Herrnhut.